

Werner Bülow

Als die Bayern Bonn eroberten

Aus der Erlebniswelt
einer Generation im Europa
des 16. Jahrhunderts



Herbert Utz Verlag
München

ISBN 3-8316-0188-7 (Broschur)
ISBN 3-8316-0244-1 (Halbleinen)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist
bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich.

© Werner Bülow & Herbert Utz Verlag 2003
Faltkarte im Anhang: © Cornelsen Verlag 2001

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben – auch bei nur auszugsweiser Verwendung – vorbehalten.

Herbert Utz Verlag GmbH
Tel. 089-277791-00 · Fax 089-277791-01
utz@utzverlag.de · www.utzverlag.de

Inhalt

Die Buch-Idee – ein Vorwort	7
Annäherung an ein fernes Zeitalter	9
Die erste Eroberung von Bonn für Herzog Ernst von Bayern 1584	9
Der Kölner Krieg	12
Das konfessionelle Zeitalter	20
Die politische Großwetterlage in Europa	23
Das Reich der Deutschen – zerrissen und ohnmächtig	23
Kaiser und Reich	24
Die Territorien des Reiches	27
Rom – Kommandozentrale der Gegenreformation	29
Spanien – Die Bürde einer Weltmacht	33
Frankreich – Hexenjagd auf Hugenotten	49
England – Elisabeth I. und Maria Stuart, tödliche Rivalinnen ---	56
Wetterecke Baltikum	69
Fazit	79
Vom Geist und Ungeist der Zeit	81
Erweiterung des Horizonts	81
Siegeszug der Jesuiten	94
Hochkonjunktur der Alchemie (der Goldmacher)	102
Blütezeit des Hexenwahns	110
Glanzlichter der Kulturszene	122
Dichter und Denker	122
Cervantes und sein »Don Quijote«	122
Shakespeare – aufgehender Stern am englischen Theaterhimmel	123
Montaigne und seine Essays	127
Torquato Tasso – aufgerieben im Umbruch seiner Zeit -	128
Und was hat Deutschland aufzuweisen?	129
Orlando di Lasso – Fürst im Reich der Töne	130
Die Zeit im Spiegel der bildenden Künste	134

War das nun »die gute, alte Zeit?« ----- 147

Anhang ----- 159

Namensregister ----- 159

Bildnachweis ----- 165

Quellen und Literatur ----- 166

Europa im 16. Jahrhundert ----- Faltkarte

Die Buch-Idee – ein Vorwort

Entfernteste Winkel der Erde sind uns heute nicht so fremd wie weiter zurückliegende Zeiten. Die Gegenwart können wir mit den Sinnen wahrnehmen und wäre es nur über das Medium Fernsehen. Von vergangenen Zeiten, die wir selbst nicht mehr miterlebt haben dagegen, können wir uns nur über Bücher und mit Hilfe unserer Fantasie eine mehr oder weniger schleierhafte Vorstellung machen. Dabei bieten uns die gängigen Geschichtsbücher nur eine unzulängliche Hilfe, weil sie sich darauf beschränken (müssen), die großen Linien der Entwicklung aufzuzeigen und größere Zeiträume zusammenfassend beschreiben und bewerten, so etwa, wenn pauschal Aussagen über die »Frühe Neuzeit« gemacht werden, die man von 1500 bis 1800 ansetzt. Nun haben Darstellungen der großen historischen Entwicklungsstränge natürlich ihre Berechtigung. Zum Erlebnis wird Geschichte aber doch erst, wenn es gelingt, in die Erlebniswelt der Menschen einer früheren Zeit einzudringen. Das vermag nur eine extrem kurzzeitige Betrachtung zu leisten, gewissermaßen eine historische Momentaufnahme. Genau das soll hier versucht werden.

Ins Visier genommen wird die Zeitspanne einer Generation, ein Zeitraum von dreißig Jahren, und – da die Idee zu dieser Betrachtung gerade aus der Beschäftigung mit der Gestalt des Wittelsbacher Glückspilzes Herzog Ernst von Bayern (17.12.1554–17.02.1612) entstand, dem ohne jegliches eigene Verdienst nicht weniger als fünf Bistümer in den Schoß fielen, so daß er schließlich, wie der bayerische Historiker Sigmund von Riezler meinte, über Länder herrschte *»ausgedehnter als das Herzogtum Bayern und einem Königreich vergleichbar«*, ergab es sich von selbst, daß die Wahl auf die drei Jahrzehnte von 1570–1600 fiel, also die Zeit vor gut vierhundert Jahren.

Erstaunlich, welche Fülle und Vielfalt bedeutsamen und folgen-schweren Geschehens sich uns da präsentiert, das Schlagzeilen wert gewesen wäre, hätte es damals schon so etwas wie unsere modernen Massenmedien, zumindest eine Tagespresse gegeben.

Aber auch die frappierende Andersartigkeit jener Tage kommt uns erst in einer solchen historischen Momentaufnahme in voller Eindringlichkeit zum Bewußtsein.

Die vorliegende Betrachtung – um das noch klarzustellen – will nicht als wissenschaftliche Studie verstanden werden, sondern als eine gleichermaßen informative wie unterhaltsame Geschichtsreise in eine zwar längst versunkene, jedoch in ihren Auswirkungen bis in unsere Gegenwart ausstrahlende Zeit. Es ist daher weder erschöpfende Vollständigkeit beabsichtigt, noch werden alle die Differenzierungen vorgenommen, die vom wissenschaftlichen Standpunkt aus vielleicht geboten oder gar erforderlich gewesen wären.

Dennoch ist das vorliegende Buch das Ergebnis ausgiebiger Recherchen und Studien, so daß die hier gebotenen Streiflichter in ihrer Gesamtheit für sich in Anspruch nehmen, sowohl ein anschauliches als auch in etwa zutreffendes Bild von der Zeit unserer »Momentaufnahme« zu vermitteln.

Endlich noch ein Wort zum Titel des Buches. Zugegeben: es waren nicht die Bayern allein, die Bonn eroberten; beteiligt waren auch spanisch-wallonische Truppen sowie Landsknechte im Solde des Kölner Domkapitels. Immerhin hatten die Bayern einen nicht unwesentlichen Anteil daran. Überdies war der Oberbefehlshaber der »Eroberer« ein bayerischer Wittelsbacher und der Kriegsherr, für den sich die »Eroberer« einsetzten, war ebenfalls ein bayerischer Wittelsbacher. So ist zu hoffen, der geneigte Leser werde, auch wenn er kein Bayer ist, den strenggenommen etwas vollmundigen Titel nachsehen.

Der Titel läßt zugleich erkennen, daß der Standort des »Photographen« (um im Bilde zu bleiben) in Deutschland und zwar in Bayern zu suchen ist, obwohl das ganze damalige Europa den Erlebnishorizont unseres Betrachters bildet.

Dankbar bin ich für das Interesse, mit dem die Entstehung der vorliegenden Arbeit aus dem Freundes- und Bekanntenkreis begleitet wurde. Besonderen Dank aber schulde ich den Herren Prof. Dr. Dr. h. c. H. Fuhrmann, Wörthsee und Prof. Dr. W. Janssen, Bonn dafür, daß sie das Manuskript gelesen, hilfreiche Hinweise gegeben und mich zur Publikation ermutigt haben sowie meinen Schwiegertöchtern Evelyn für die Erstellung der Druckvorlage und Susanne für ihren künstlerischen Beitrag.

Annäherung an ein fernes Zeitalter

Die erste Eroberung von Bonn für Herzog Ernst von Bayern 1584

Man schrieb den 15. Februar des Jahres 1584 nach dem neuen Gregorianischen Kalender, als zwei Bayernherzöge unter dem Salutdonner der Geschütze in strahlender Siegerpose feierlich in die Stadt Bonn, die Residenz des Erzstiftes Köln, einzogen: Herzog Ernst, der vom Kölner Domkapitel gewählt und vom Papst bestätigte, somit legitimierte, aber noch nicht faktisch neue Herr im Erzstift und sein Bruder Ferdinand, der Oberbefehlshaber der für ihn streitenden bayerisch-spanischen Truppen; beide Brüder des im Herzogtum Bayern regierenden Herzogs Wilhelm V. (1579–1597).



*Gebhard Truchseß von Waldburg,
zeitgenöss. Kupferstich*



*Herzog Ernst von Bayern,
zeitgenöss. Kupferstich*

Die im Triumph einziehenden Wittelsbacher konnten sich eines relativ unblutigen Sieges erfreuen. Nach mehrwöchiger Belagerung war unter der Bonner Besatzung eine Meuterei ausgebrochen, nachdem ein Entsatzheer des Stadtherrn, des vom Papst abgesetzten, jedoch zur Resignation nicht bereiten Kurfürst-Erzbischofs Gebhard Truchseß von Wald-



*Zerstörung der Godesburg, Dez. 1583,
zeitgenöss. Kupferstich von Franz Hogenberg*

burg (r. 1577–1583) in der Stärke von 1500 Reitern und 1000 Fußknechten von Streitkräften Herzog Ferdinands bei Siegburg aufgerieben worden war, zudem die Belagerer schweres Geschütz aufgefahren hatten und sich zum Sturm auf die Stadt anschickten.

Zwar war die Versorgungslage der Besatzung unter dem Kommando von Gebhards Bruder Karl Truchseß noch keineswegs kritisch. Man litt noch keinen Mangel. *»Mußten sich doch die Soldaten nachher den Vorwurf machen lassen, sie seien jeden Abend, wenn man die Wache aufführte, altem bonnischen Brauch nach, toll und voll gewesen«*.¹ Jedoch auf beiden Seiten standen eben Landsknechte, für die das Kriegshandwerk ein Broterwerb war wie jeder andere und die Devise galt, mit minimalem Risiko maximale Beute zu machen.

Nachdem die meuternde Besatzung ihren Kommandostab überwältigt hatte, trat sie mit den Belagerern in Verhandlungen ein. Bald wurde man handelseinig und dann war es soweit: für insgesamt 4000 Gulden und die Zusicherung freien Abzugs für die gemeinen Landsknechte *»mit*

1 M. Lossen, Geschichte d. Kölnischen Krieges 1582–1586, München-Leipzig, Bd. 2 1897, S. 464



Eroberung von Bonn durch bayer.-span. Truppen, Febr. 1584,
zeitgenöss. Kupferstich von Franz Hogenberg

Ober- und Untergewehr, samt Weibern und Kindern und allem, was ihnen zuständig», lieferte die Besatzung die Stadt dem Gegner aus.

Sogleich machte ein Spottvers die Runde: ²

*»In Bonn am Rhein ein Cölsche statt,
Der Truchseß ein besatzung hatt,
Die doch ohn großen Mangel drinn
Uneinig war in ihrem Sinn.
Drumb sie dem feind nach kurtzer Zeit
Die stat ergab ohn allen streit,
Verkauft ihr ehr und herrschaft stoltz
Ein jeder für acht gulden solds«.*

Die Abrechnung der Sieger mit den in der Stadt verbliebenen Besiegten kostete möglicherweise mehr Opfer als die Eroberung. Zumindest wur-

den alle, die den neuen Glauben propagiert, das katholische Bekenntnis verhöhnt oder sich gar an der Zerstörung der Bilder in den Kirchen beteiligt hatten, kurzerhand hingerichtet. Zwei Prädikanten warf man, an Händen und Füßen gefesselt, in den Rhein. Einer von ihnen konnte sich sogar – war es ein Wunder Gottes oder Teufelswerk? – retten.

Jedenfalls war die Einnahme Bonns durch die Streitmacht der bayrischen Wittelsbacher anno 1584 weder ein Ruhmesblatt für die Verteidiger noch bot sie den Eroberern Gelegenheit zu Heldentaten. Der ›Kölner Krieg‹ aber, in dessen Rahmen sich die geschilderte Episode vom Fall Bonns abspielte, sollte mit wechselvollen Scharmützeln – auch Bonn wird noch zweimal den Besitzer wechseln – noch auf Jahre hinaus Land und Volk am Niederrhein heimsuchen – zur höheren Ehre Gottes – versteinert sich.

Der Kölner Krieg

Worum ging es in diesem Kölner Krieg, dessen Hauptleidtragende – wie so oft – weniger das Militär, die beiderseitigen Landsknechtshaufen, waren als vielmehr die Zivilbevölkerung am Niederrhein, am wenigsten noch die Stadt Köln selbst, obwohl das ganze Kriegstheater als ›Kölner Krieg‹ in die Reichsgeschichte eingehen sollte.

Vordergründig war es der Streit zweier Erzbischöfe um den Besitz des Kölner Erzstiftes und die dort verbindliche Konfession, wobei die Stadt Köln, obzwar zur Erzdiözese Köln gehörend, als Freie Reichsstadt jedoch nicht der Herrschaft des Kurfürst-Erzbischofs unterstehend, nach außen geflissentlich Neutralität demonstrierte, wenngleich der Rat der Stadt aus seiner katholischen Gesinnung keinen Hehl machte.

Ein Krieg zwischen zwei Erzbischöfen – das erscheint uns heute eine befremdliche Vorstellung. Damals aber waren die Erzbischöfe, wie schon im Mittelalter, geistliche Oberhirten und weltliche Herrschaftsträger zugleich. In letzterer Eigenschaft unterschieden sie sich von ihren nichtgeistlichen Standesgenossen nur dadurch, daß sie keine Dynastie begründen konnten. Durch Wahl von Seiten ihres Domkapitels und päpstliche Bestätigung gelangten sie zu ihrer geistlichen Würde, durch kaiserliche Belehnung zu ihrer weltlichen Herrschaft. Diese Doppelnatur ihrer Position brachte es mit sich, daß nicht die in kirchlich-religiöser Hinsicht Würdigsten zu Erzbischöfen, Bischöfen, auch Äbten, berufen wurden, sondern die Angehörigen aus dem hohen Adel mit den besten

Verbindungen, und daß der Glaubenseifer dieser Auserwählten mit deren weltlichen Machtinteressen konkurrierte, wobei im Zweifel der Glaubenseifer den Kürzeren zog. Zacharius Delfinus, langjähriger Nuntius am Wiener Hof, äußerte 1573 über die deutschen Bischöfe, daß *»einige sich nie haben weihen lassen, etliche nie Synode gehalten und Seminar errichtet, der größte Teil nur an Schwelgerei und andere Vergnügungen denkt und vom Prälaten nichts anderes als den Namen hat«*.³ In dieses Bild passen auch die beiden Hauptfiguren im Kölner Krieg: Gebhard Truchseß von Waldburg und Herzog Ernst von Bayern.

Der im Kölner Erzstift seit 1577 regierende Gebhard war ein genuß- und amüsierfreudiger Lebemann. Einer vertraulichen Mitteilung des ihm befreundeten Grafen Johann von Nassau an dessen Bruder Wilhelm von Oranien im November 1581 ist zu entnehmen, *»daß Gebhard sein bisher geführtes unchristliches und unzüchtiges Leben bereue und daran denke, seine Würde niederzulegen und sich zu verheiraten«*.⁴ Bald aber war Gebhard – nicht, was seine Lebensführung, wohl aber, was die Resignation betrifft – anderen Sinnes geworden. Bestimmt durch den Rat seiner Freunde, war er nun entschlossen, seine Landesherrschaft im Kölner Erzstift und Kurfürstentum zu behaupten und eine Dynastie zu begründen. Als Katholik konnte er das nicht. Also trat er zum Protestantismus über (Ende 1582). Sechs Wochen später heiratete er seine Geliebte, die adlige Stiftsdame Agnes von Mansfeld

Als standfester, glaubenstreuer Katholik entpuppte sich Gebhard somit nicht. Ob er aus Glaubensüberzeugung zum Protestantismus überwechselte, darf füglich bezweifelt werden. Den unmittelbaren Anstoß gab jedenfalls sein Wunsch zu heiraten. Das wird schon durch die zeitliche Nähe zwischen Konversion und Eheschließung belegt.

Und sein Gegenspieler und Nachfolger in Köln, Herzog Ernst von Bayern (Kurfürst von Köln 1583–1612) Alles sollte dieser seiner hohen Geburt als Sproß des bayerischen Herzogshauses verdanken: eine geradezu märchenhafte Karriere, die er selbst gar nicht gewollt hatte und die er im Grunde auch nicht verdiente. Da er jedoch aus fürstlicher Familie stammte und noch dazu aus dem Herzogtum Bayern, dem Bollwerk der römisch-katholischen Kirche im Reich, wo die Wittelsbacher, die treuesten und vor allem auch engagiertesten Paladine Roms regierten, war

3 W. E. Schwarz, Hg. Zehn Gutachten über die Lage der kath. Kirche 1573-1576, Paderborn 1891 S. XXVII

4 Allgem. Deutsche Biographie, Neudruck d. 1. Aufl. v. 1878, 1968 Bd. 8, S. 460

ihm eine glanzvolle Karriere zwangsläufig vorherbestimmt.

So sollten ihm, dem nachgeborenen Sohn Herzog Albrechts V. (r. 1550–1579) und Bruder des im Herzogtum Bayern nachfolgenden Herzogs Wilhelm V. (r. 1579–1597), ohne eigenes Zutun im Laufe der Zeit nicht weniger als fünf Bistümer zuteil werden, obwohl er nach Würdigkeit und Eignung nicht ein einziges hätte innehaben dürfen. *»Seit Ernst in die Jünglingsjahre eingetreten war«,* stellte der Altmeister der bayerischen Geschichtsschreibung, Sigmund von Riezler, fest, *»zeigte er entschiedene Unlust zum geistlichen Stande. Besser als dessen Pflichten behagten ihm Jagd und Waffenübung, die Beschäftigung mit Magie und Alchemie, ja, auch Trinkgelage und der Umgang mit leichtfertigen Dirnen«.*⁵

Seinen Rom-Aufenthalt 1574/75 hatte Ernst ausgiebig zu Liebesabenteuern genutzt. Einmal war er nachts seinen Aufpassern über eine Strickleiter entwischt, um in die Arme einer Kurtisane zu flüchten und als er bei der Rückkehr die Strickleiter abgeschnitten fand, ergriff er, so wie er war, mit einem Kumpel die Flucht. Der Ausreißer konnte zwar bald ausfindig gemacht und zur Heimkehr veranlaßt werden, jedoch Vater Albrecht, zutiefst entrüstet über das unwürdige Verhalten seines Sohnes unter den Augen des Papstes, dachte schon daran, den ungeratenen Sprößling, der ihm seine ehrgeizigen Pläne zu verderben schien, zu verstoßen. Doch damit reagierte er »päpstlicher als der Papst«, der die Eskapaden des jungen Mannes mit wohlwollender Nachsicht als jugendlichen Übermut in die Kategorie der läßlichen Sünden einstufte und sich bei Herzog Albrecht zum Fürsprecher des katholischen Hoffnungsträgers Ernst machte. Schwamm drüber, mag Gregor XIII. bei sich gedacht haben, bloß nicht an die große Glocke hängen. Der junge Mann wird sich schon die Hörner abstoßen und – gebraucht wird er nun einmal, weil wir das Haus Bayern nicht verprellen können, unsere wichtigste Stütze im Reich. Herzog Ernst konnte, so sehr er sich auch sträubte, sein geistliches Glück nun mal nicht vermeiden.

Als in Köln die Nachfolge des abtrünnigen Gebhard Truchseß akut wird und Papst Gregor alle Anstrengungen unternimmt, seinen Schützling Herzog Ernst durchzubringen und zu diesem Zweck eine Delegation zur Präsentation des wittelsbachischen Kandidaten nach Köln entsendet, da fehlt nur einer, die Hauptperson, unser Herzog Ernst, weil dieser wieder

5 S. Riezler, Geschichte Baierns, Neudruck Aalen 1964, Bd. 4, S. 610

einmal von einer Liebschaft nicht loszureißen ist. Erst nachhaltigem Drängen gelingt es, Ernst zur Reise an seinen neuen, ihm zugeordneten Wirkungsort zu bewegen. Gehörige Schmiermittel (Handsalben) bewirken endlich, daß Ernst vom Kölner Domkapitel einstimmig zum neuen Kölner Erzbischof gewählt wird (23. Mai 1583).

Damit wären erst einmal die beiden Hauptakteure im Kölner Kriegstheater vorgestellt.

Der Kölner Krieg war aber doch weit mehr als das Gerangel zweier Erzbischöfe um Erzstuhl und Kurhut. Eigentlich ist es sogar verwunderlich, daß sich das Geschehen am Niederrhein während seiner ganzen Dauer auf verhältnismäßig kleiner Flamme halten ließ, ging der Streit letztlich doch um eine ganz grundsätzliche, politisch brisante Frage des Reichsrechtes: den höchst umstrittenen sog. »Geistlichen Vorbehalt«, eine Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens von 1555. Dieser hatte einen vorläufigen Schlußstrich unter das jahrzehntelange Ringen der traditionellen Kirche mit der neuen lutherischen Glaubensbewegung gezogen, nachdem deutlich geworden war, daß derzeit keine Seite die Überlegenheit besaß, die andere mattzusetzen. So war in beiden Lagern schließlich der Wunsch gereift, sich wenigstens vorläufig zu arrangieren, um Zeit zu gewinnen und neue Kräfte aufzubauen. Der Papst konnte sich verständlicherweise nicht damit abfinden, die bisher unter Ketzerrecht Fallenden nun auf einmal als zwar konfessionsverschiedene, aber doch auch rechthgläubige Christen zu akzeptieren. Er hatte dem Augsburger Friedenskompromiß daher auch nicht zugestimmt. Ebenso distanzierte sich der Kaiser, Karl V. (r. 1519–1556), von dem Friedenswerk, verstand er sich doch noch ganz im mittelalterlichen Sinne als Schutzherr der *einen* abendländischen römisch-katholischen Kirche, als welcher er sich zur Wahrung ihrer Einheit verpflichtet fühlte, was freilich zugleich in seinem dynastischen Interesse lag. Den Frieden wollten und erreichten der Bruder des Kaisers, König Ferdinand, (später als Ferdinand I. Kaiser von 1556–1564), dem speziell die Reichsinteressen anvertraut waren, zusammen mit den deutschen Reichsständen, den Landesherren. Ihnen allen lag daran, erst einmal ihre Besitzstände zu wahren.

Im Augsburger Religionsfrieden von 1555 war also ein Kompromiß gefunden worden (nicht in den Glaubensfragen – die blieben unverändert im Streit –, sondern auf politisch-verfassungsrechtlicher Ebene), der für mehr als ein halbes Jahrhundert, von kleineren lokalen Querelen, wozu auch der Kölner Krieg trotz allen Elends der Betroffenen zu rech-

nen ist, abgesehen, äußerlich einen Friedenszustand im Reich bewahren sollte. Erstmals wurde den Lutherischen, der ›Augsburger Konfession‹, ein Lebensrecht zugebilligt und eine weltlich-politische Koexistenzordnung zwischen den Glaubensparteien aufgerichtet bis zu einer immer noch als Ziel festgehaltenen Wiedervereinigung der zerstrittenen Brüder in Christo. »*Seltsam genug, der Augsburger Religionsfriede stellte zwei Parteien unter den Schutz des Reichsrechtes, deren jede im Grund ihrer Gesinnung der anderen das Recht des Bestehens absprach*« (Moriz Ritter). Den Reichsständen als regionalen Hoheitsträgern im Reich wurde freigestellt, sich für die katholische oder die Augsburgische Konfession zu entscheiden und den Untertanen im Interesse der Glaubenseinheit ihres Landes ihre Konfession vorzuschreiben. Von diesem Grundsatz, den man später in die griffige Formel brachte: »*cuius regio eius religio*«, gab es aber nun eben eine gravierende Ausnahme: den sog. ›Geistlichen Vorbehalt‹. Er besagte, daß in den geistlichen Fürstentümern, und das waren immerhin beträchtliche Teile des Reichsgebietes, der Landesherr katholisch zu sein und zu bleiben habe, demzufolge er, wenn er konvertiere, auf seine geistlichen Würden und Pfründen ebenso zu verzichten habe wie auf seine weltliche Landesherrschaft. Diese Ausnahmebestimmung des Religionsfriedens war allerdings nicht einvernehmlich zustande gekommen, sondern von König Ferdinand per Dekret in den Religionsfrieden aufgenommen worden und die Protestanten hatten ihn nicht förmlich anerkannt. Daher blieb der ›Geistliche Vorbehalt‹ ein – und zwar der wichtigste – Streitpunkt zwischen den Konfessionsparteien. Im ›Kölner Krieg‹ sollte sich der Konflikt entzünden und zu einer militärischen Auseinandersetzung eskalieren.

War der ›Kölner Krieg‹ seinem Schwerpunkt nach also doch ein Glaubenskrieg? Die Frage läßt sich nicht einfach mit einem klaren Ja oder Nein beantworten. Dazu waren Interessenlage und Motivation der Beteiligten zu komplex.

Sehen wir uns die Formation der Machtblöcke der gegnerischen Lager und die Interessen der einzelnen Akteure einmal an.

Papst Gregor XIII. (1572–1585) war es gewiß um die Erhaltung des katholischen Glaubens zu tun, aber schon für das Papsttum bedeutete naturgemäß jeder Erfolg an der Glaubensfront zugleich eine Stärkung seiner Weltgeltung und Machtstellung.

Der bayerische Herzog Wilhelm V. (r. 1579–1597) mit dem Beinamen des »Frommen«, der am stärksten engagierte Fürst auf katholischer Seite, war nicht nur ein Musterknabe der katholischen Kirche; er hatte

zugleich ein eminent dynastisches Interesse, seinen Bruder Ernst auf den Kölner Erzstuhl erheben zu sehen, einmal wegen dessen standesgemäßer Versorgung (die Ernst allerdings auch ohne die Kölner Position als Inhaber von drei Bistümern eigentlich schon erworben hatte), sodann aber, um den bayerischen Wittelsbachern im Nordwesten des Reiches ein zweites Standbein zu verschaffen, und da war Köln gerade der richtige Platz, zumal mit der Kölner Erzbischofswürde ein Kurfürstentum verbunden war. Auf diese Weise ließ sich der wittelsbachische Einfluß auf die Reichspolitik erheblich verstärken. So trafen sich die Interessen des Papstes und des Bayernherzogs in dem Bestreben, die Bastion Köln der katholischen Kirche zu erhalten und den Posten in Köln mit einem bayerischen Wittelsbacher, Herzog Ernst, zu besetzen mit der Rückendeckung eines der mächtigsten und – was nicht weniger zählte – auch verlässlichsten und engagiertesten Landesfürsten im Reich. Papst und Bayernherzog investierten beträchtliche Summen in diese Unternehmung, Herzog Wilhelm riskierte fast den finanziellen Ruin seines Landes.

Das Haus Habsburg mit dem Kaiser an der Spitze (derzeit Rudolf II, r. 1576–1612), hätte zwar lieber einen Kandidaten aus seiner Familie in Köln als neuen Landesherrn gesehen; auf keinen Fall wollte und konnte man jedoch hinnehmen, daß ein Protestant sich dort behauptete. Daher fand man sich notgedrungen mit dem Wittelsbacher ab und trat auf seine Seite.

Schließlich gab es auf katholischer Seite noch die spanische Großmacht König Philipps II. (r. 1556–1598), der daran gelegen sein mußte, in der Flanke der rebellischen spanischen Niederlande einen verlässlichen katholischen Nachbarn zu haben.

Mit dieser Bundesgenossenschaft stand die katholische Seite relativ gewappnet da.

Und wie sah es auf der Gegenseite aus?

Für die Protestanten eröffnete der Kölnische Konflikt die Chance, mit einem Glaubensgenossen im Kölner Erzstift und Kurfürstentum ihre Stellung in der Reichspolitik erheblich auszubauen., hätten die Protestanten doch im Kurfürstenkollegium die Mehrheit erreicht und damit die Möglichkeit gewonnen, auf die Kaiserwahl entscheidenden Einfluß zu nehmen. Jedoch verstanden es die protestantischen Reichsstände nicht, die Gunst der Stunde zu nutzen.

Die bedeutendsten unter ihnen, deren Verhalten ausschlaggebend sein mußte: die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, versagten sich dem Hilferuf Gebhards. Außer dem Anerbieten, für Gebhard beim

Kaiser ein gutes Wort einzulegen, taten sie nichts. Kurfürst August I. von Sachsen (r. 1553–1586) mit dem für ihn bezeichnenden Kommentar, »man müsse es Gott dem Allmächtigen heimstellen, wie er sein heilsames Wort gegen das Wüten des Papstes und des Teufels erhalten wolle«. ⁶ Deutlich schwingt hier die lutherische Obrigkeitsloyalität, in diesem Fall gegenüber dem Kaiser, mit. Ein weiteres Aktionshemmnis war für den orthodox-lutherischen August der Umstand, daß Gebhard eher der calvinistischen Richtung zuzurechnen war und den streng lutherisch Gesinnten die Calvinisten als protestantische Abweichler in mancher Hinsicht ärger erschienen als die Katholiken. Doch standen auch hinter der Haltung des sächsischen Kurfürsten nicht nur Glaubensgesichtspunkte, sondern ebenso materielle Spekulationen. Kurfürst August versprach sich von guten Beziehungen zum Kaiser größere Vorteile für sein Haus. Protestantische Reichspolitik zu betreiben war nicht seine Sache. Der Sachsen-Kurfürst aber war die Schlüsselfigur damals im protestantischen Lager.

So sagten Gebhard schließlich nur die Kurpfalz und Johann von Nassau mit seinen Wetterauer Grafenkollegen Unterstützung zu, und als es ernst wurde, blieb sogar nur noch Pfalzgraf Johann Casimir (r. 1583–1592), der Bruder des Pfälzer Kurfürsten Ludwig VI. (r. 1576–1583) als Helfer mit einer nennenswerten Streitmacht übrig. Doch dieser war, bei allem Tatendrang, der ihn beseelte, ohne Fortune. Auch im Kölner Krieg sollte er keine Lorbeeren ernten. Noch ehe der »Tanz« richtig losging, sah er sich gezwungen, seine Truppen aufzulösen. Nach außen hin fand der Pfalzgraf einen willkommenen Vorwand für seinen Rückzug aus dem Kriegsgeschehen: sein kurfürstlicher Bruder Ludwig war gestorben und Johann Casimir sollte für den unmündigen Nachfolger Kurfürst Friedrich IV. die Regentschaft in der Kurpfalz übernehmen. Der triftigere Grund, seine Streitmacht auflösen zu müssen, lag jedoch schlicht darin, daß Johann Casimir das Geld ausgegangen war und er seine Landsknechte nicht mehr bezahlen konnte.

Angesichts dieser Kräfteverteilung war der Ausgang des Kampfes um das Kölner Erzbistum voraussehbar, auch wenn die Scharmützel sich noch über etliche Jahre hinziehen sollten, weil Gebhard später zwei unermüdliche Streithelfer mit ihren Landsknechten mobilisieren kann. Besonders hart trifft es die Stadt Neuss, die 1585 durch den Grafen

6 Gerh. Ritter, Die Neugestaltung Deutschlands u. Europas i. 16. Jhd., Berlin 1950, S. 417

Adolf von Neuenahr für Gebhard erobert und ein Jahr später von spanisch-wallonischen Truppen unter Alexander Farnese, Herzog von Parma, für Ernst von Bayern zurückerobert wird. Plünderung, Brandschatzung und Blutvergießen suchen die Stadt in verheerendem Ausmaß heim. Auch die Residenz Bonn wechselt noch zweimal den Besitzer. 1587 glückt es Martin Schenk von Nidegg auf Seiten Gebhards, die Stadt einzunehmen, und wieder ist es Alexander Farnese, der die Stadt für Ernst zurückgewinnt, wenn diesmal die Eroberung auch erst nach sechsmonatiger Belagerung gelingt. Der abgehalfterte Gebhard Truchseß sucht schon 1584 Schutz und Hilfe bei den gegen Spanien rebellierenden »Staaten«, den unter Führung Wilhelms von Oranien abtrünnig gewordenen niederländischen Nordprovinzen, aber denen geht es just zu dem Zeitpunkt denkbar schlecht. Ihr Führer, der Oranier, wird am 10.07.1584 ermordet, während sich die Truppen Alexander Farneses in schier unaufhaltsamem Vormarsch befinden, wobei Farnese sogar noch Kräfte freisetzen kann, um in die Kämpfe am Niederrhein einzugreifen. 1589 endlich gibt Gebhard auf und entweicht in das protestantische Straßburg, wo er noch eine Pfründe hat und es ihm beschieden ist, das letzte Jahrzehnt seines Lebens in Ruhe und Frieden, wenn auch in minderer Würde mit seiner Agnes zu verbringen (gest. 1601). Zu Anfang des Jahres 1590 fällt Gebhards letzter Stützpunkt Rheinberg. Das ist das Ende des Kölner Krieges, leider nicht auch das Ende militärischer Durchmärsche, Zwangseinquartierungen und Requirierungen der Kriegsparteien des in der niederländischen Nachbarschaft immer noch andauernden Befreiungskampfes der Utrechter Union. Daß dabei die Reichshoheit wiederholt gröblich verletzt wird, ohne daß darauf mit wirksamen Gegenmaßnahmen geantwortet wird, offenbart, wie schlecht es um die militärische Handlungsfähigkeit des Reiches bestellt ist.

Herzog Ernst, der neue Erzbischof und Kurfürst von Köln, konnte wirklich nichts dafür, daß ihm nach dem Erfolg in Köln, an dem ihm der geringste Anteil zukam, im Jahre 1585 mit Münster auch noch ein fünftes Bistum in den Schoß fällt. Für das Haus Wittelsbach hat der Sieg in Köln weittragende Folgen. Über fast zwei Jahrhunderte bleibt das Kölner Erzstift und Kurfürstentum in Wittelsbacher Hand wie sich auch in den anderen Ernst anvertrauten Bistümern die Wittelsbacher für längere Zeit festsetzen können. Vor allem aber ist das Gebiet am Niederrhein für den Katholizismus gerettet und die katholische Mehrheit im Kurfürstenrat erhalten geblieben. Daß Herzog Ernst für die katholische Glaubensbefestigung im Kölner Erzstift und überhaupt in seinen Bistümern nicht

gerade ein Glücksgriff war, dessen war sich auch der Papst durchaus bewußt. Im gleichen Jahr noch, als Ernst seinen triumphalen Einzug in Bonn hält, wird ihm vom Vatikan ein Nuntius an die Seite gestellt, der, mit außerordentlichen jurisdiktionellen Vollmachten ausgestattet, praktisch die geistliche Leitung im ganzen Herrschaftsbereich Ernsts übernimmt. Zehn Jahre später setzt der Papst durch, daß Ernst in der Person seines Neffen Ferdinand einen Koadjutor erhält, der sich in dieser Stellung nicht nur als Ernsts Nachfolger empfiehlt, sondern schon zu dessen Lebzeiten der eigentliche Chef im Kölner Erzstift ist. Ernst überläßt ihm die Regierungsgeschäfte und behält sich nur den Titel eines Kurfürsten und die Vertretung von Kurköln gegenüber dem Reich vor. Damit gewinnt er Zeit und Muße für ein ›dolce vita‹ mit seiner Mätresse Gertrude von Plettenberg, mit der er sich auf Schloß Arnsberg im Sauerland zurückzieht, wo er, ein ›Glückspilz von Gottes Gnaden‹, 1612 das Zeitliche segnet.

Die Stadt Köln, bedeutendste Handelsmetropole am Niederrhein, im ›Kölner Krieg‹, wie gesagt, in einer Zuschauerrolle, sieht ihre Handelsinteressen durch die Turbulenzen im Erzstift aber doch spürbar in Mitleidenschaft gezogen. Der Warenfluß kommt immer wieder infolge von Flußsperrn ins Stocken. Auch muß man stets vor Übergriffen des Kriegsvolkes auf der Hut sein. Selbst der siebzigjährige Ratsherr Hermann von Weinsberg, der uns kulturgeschichtlich höchst wertvolle Memoiren hinterlassen hat, wird noch für den Wachdienst herangezogen. – Übrigens erlebt ein später hochberühmter Maler damals als Bub die aufregenden Ereignisse in und um Köln hautnah mit: Peter Paul Rubens (1577–1640), so etwa die Hinrichtung des kurfürstlichen Generalkommissars Hieronymus Michaelis, eines wegen seiner Greuelthaten verhaßten Mannes, den seine Vertrauensstellung beim Kurfürst-Erzbischof Ernst nicht davor schützt, daß ihn die Kölner, deren Mitbürger er ist, verhaften und hinrichten, was naturgemäß für seinen Landesherren einen schweren Affront bedeutet.

Das konfessionelle Zeitalter

Der Kölner Krieg wurde mit Bedacht als Einstieg in die Zeit unserer historischen Momentaufnahme gewählt, einer Epoche, die man am besten als ›konfessionelles Zeitalter‹ umschreiben kann. Die Frage der Konfession, im wahrsten Sinne die ›Gretchenfrage‹ der Zeit, dient fast

Vom Geist und Ungeist der Zeit

Erweiterung des Horizonts

Im Laufe der letzten hundert Jahre vor der Zeit unserer Momentaufnahme hatte sich die Vorstellung von Größe und Gestalt unseres Planeten sowie von seiner Stellung im Universum in revolutionierender Weise verändert. – Daß die Erde Kugelgestalt habe und nicht, wie eine ältere, aber sich hartnäckig bis ins späte Mittelalter behauptende Ansicht gemeint hatte, die einer Scheibe, hatte schon Ptolemäus (2.Jahrhundert n.Chr.) angenommen und das nach ihm benannte Weltbild bestimmt, von dem die großen Entdecker seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ausgegangen waren und sich hatten motivieren lassen, das Wagnis einzugehen, in umgekehrter Richtung als bisher die mittel- und ostasiatischen Länder, vor allem Indien zu suchen, schon wegen ihres Gewürzreichtums begehrte Ziele, zu denen man bis dahin nur auf dem mühsamen und riskanten Landwege und seit Vasco da Gamas (†1524) Entdeckungen 1497/99 auch auf dem weiten Seeweg entlang der afrikanischen Westküste um das Kap der guten Hoffnung herum gelangen konnte.

Man ging von der Kugelgestalt der Erde aus, aber man hatte sie noch zur Zeit der Entdeckungsreisen des Christoph Columbus (1451–1506) um die Jahrhundertwende 1500 nicht wirklich erfahren, meinte dieser doch bis zuletzt irrtümlich, Asien von der anderen Seite her erreicht zu haben. Den Erfahrungsbeweis von der Kugelgestalt der Erde zu liefern, war dem Portugiesen Magellan (†1521) vorbehalten gewesen mit seiner ersten Weltumsegelung in den Jahren 1519–1522, deren Vollendung er allerdings selbst nicht einmal hatte miterleben dürfen, da er 1521 im Kampf mit den Eingeborenen der Philippinen sein Leben einbüßte.

Die großen Entdeckungen am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts waren hauptsächlich in portugiesischen und spanischen Diensten stehenden Seefahrern zu danken gewesen, wobei jedoch wenigstens ein Deutscher nicht vergessen werden soll, der aus Nürnberg stammende Martin Behaim (1459–1507), der sich insbesondere durch seinen berühmten Erdapfel, den ältesten überlieferten Erdglobus, einen Namen gemacht hat.

Die navigatorischen Hilfsmittel, die den Seefahrern zur Verfügung standen, waren inzwischen wesentlich verbessert worden. Vor allem

waren bedeutsame kartographische Fortschritte erzielt worden. 1569 war die berühmte Weltkarte von Mercator (1512–1594) erschienen, bei der erstmals die als Mercatorprojektion in die Geschichte eingegangene, noch heute verwendete, Projektionstechnik angewandt worden war. Mercator vergrößerte die Breitenkreise gegen die Pole fortschreitend jeweils um so viel, daß sie dem des Äquator gleichkamen, wodurch er ein Kartenbild erhielt, das aussah, als wäre es von der Mantelfläche eines Zylinders abgerollt worden; Längen- und Breitenkreise sich im rechten Winkel schneidend. Diese Art der Darstellung bringt zwar mit wachsender Entfernung vom Äquator immer größere Verzerrungen, aber sie verschaffte der Seefahrt dennoch eine wesentlich verlässlichere Orientierung, weil sie winkelgetreu ist, so daß die beim Anpeilen der Kurse auf der Mercator-Karte ermittelten Peilwinkel genau den auf See zu wählenden Peilwinkeln entsprechen.

In unserer Momentaufnahmezeit sind es vornehmlich die englischen Seefahrer, die sich diese Errungenschaften zunutze machen, so Martin Frobisher (1535–1594), der zwischen 1576 und 1578 dreimal aufbrach, um die Nordwestpassage vom Atlantik in den Pazifischen Ozean aufzuspüren, damit zwar kein Glück hatte, immerhin aber Labrador erforschte; sodann der wie ein Nationalheld gefeierte Francis Drake (1545–1596), der 1577 im Auftrage der englischen Krone mit fünf Schiffen eine Reise antrat, die ihn zu einer Erdumsegelung in drei Jahren führte, der ersten nach der Magellans. Nach Erreichen der südamerikanischen Ostküste gelangte er auf den Spuren Magellans in den Pazifik, segelte dann nordwärts entlang der amerikanischen Westküste bis in Höhe des 42. Breitengrades, überquerte von dort aus den pazifischen Ozean und erreichte endlich nach einer Fahrt um Afrika herum seine heimatlichen Gefilde. Wo er mit spanischen Schiffen in Berührung kam, legte er sich mit ihnen an und nahm ihnen ab, was er kriegen konnte. Immer wieder sind die Spanier auch später Ziel seiner Angriffe, so 1585 in der Karibik, 1587 bei einem Überfall auf Cadix. Die Spanier protestieren bei der englischen Königin und fordern Schadenersatz, doch Elisabeth – stolz auf ihren Seehelden – denkt nicht an Bestrafung und Wiedergutmachung, sondern zeichnet den Freibeuter aus, indem sie ihn zum Ritter schlägt und zum Vizeadmiral ernennt. 1588 ist Drake nicht unmaßgeblich am Sieg der Engländer über die spanische Armada beteiligt. Nach einer mißglückten Mission gegen Panama stirbt er 1596 in der Karibik, wo er sein Seemannsgrab findet.

Einen Namen macht sich auch sein sieben Jahre jüngerer Lands-

mann Walter Raleigh (1552–1618). Von 1569 an hatte er einige Jahre in Frankreich als Kriegsfreiwilliger auf Seiten der Hugenotten gekämpft und 1578 seine erste große Entdeckungsreise nach Nordamerika unternommen. Auf seiner zweiten Reise dorthin gründet er – gerade als die Bayern Bonn erobern – an der nordamerikanischen Ostküste eine Kolonie, die er zu Ehren seiner Königin »Virginia« nennt, jedoch zunächst keinen Bestand hat. Die Eingeborenen wehren sich mit allen Kräften gegen die Eindringlinge und töten sie erbarmungslos. 1595 wendet sich Raleigh Südamerika zu, verlockt von den sagenhaften Goldschätzen, die er dort zu finden hofft. Sein Wunschtraum sollte sich nicht erfüllen. Zwei Jahrzehnte später wird er noch einmal nach Guayana zurückkehren, diesmal in der Hoffnung, sich einen königlichen Gnadenerweis zu verdienen und so der Vollstreckung des von König Jakob I. (r. 1603–1625) wegen Teilnahme an einer Verschwörung über ihn verhängten Todesurteils zu entgehen. Die Spanier aber verderben ihm das Konzept und verhindern einen Erfolg seiner Unternehmung. Aus Verärgerung darüber läßt Raleigh trotz des inzwischen von England und Spanien geschlossenen Friedens eine spanische Stadt überfallen und niederbrennen. Das bedeutet für ihn das endgültige Aus. Nach seiner Rückkehr endet er 1618 auf dem Schafott.

Von Deutschen, die sich an überseeischen Expeditionen in unserer Momentaufnahmezeit entscheidend beteiligt hätten, ist so gut wie nichts zu hören. Nicht, daß es bei ihnen an Interesse gefehlt hätte. Aber für so risikoreiche und kostspielige Unternehmungen war staatliche Rücken- deckung und möglichst Unterstützung vonnöten und die vermochten weder das Reich noch die Landesherrschaften zu bieten. Der einst so mächtige Bund der Hanse schied ebenfalls aus, steckte er doch in wachsenden Schwierigkeiten. 1494 war das für den Handel zwischen Rußland und Westeuropa so bedeutsame Hansekontor in Nowgorod geschlossen worden. 1603 ereilt den Stalhof zu London, die dortige Handelsniederlassung, das gleiche Schicksal. Die Zeichen stehen Ende des 16. Jahrhunderts auf Niedergang. So blieb den Deutschen nur der Neid mit ansehen zu müssen, wie man sich anderswo in überseeischen Unternehmungen Reichtümer erwarb. Hier im Binnenlande, wo man doch nicht weniger kostspielige Bedürfnisse hatte, sah man sich gezwungen, andere Quellen zu erschließen. Vielleicht war das ein Aspekt, der die Hochkonjunktur der alchemistischen Goldmacherkünste bei uns im ausgehenden 16. Jahrhundert erklären kann.

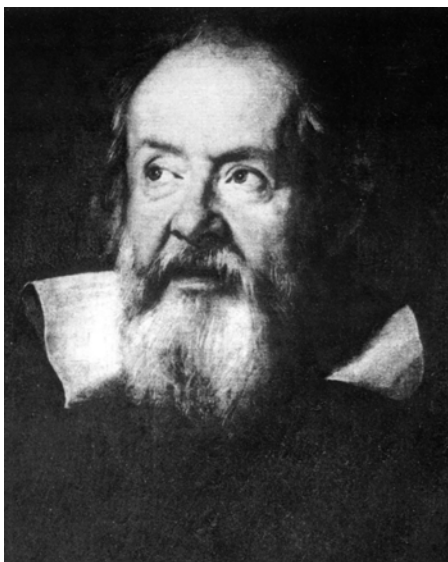
Noch in anderer Hinsicht weist das 16. Jahrhundert eine Erweiterung des Horizonts auf, nämlich in dem Bemühen um Emanzipation der Naturwissenschaften von der Theologie und der Bevormundung durch die Kirche. Gleichwohl war der wissenschaftlichen Forschung bis in die Zeit der Aufklärung nur ein begrenzter Freiraum zugestanden, der gewöhnlich da endete, wo die Erkenntnisse mit der kirchenamtlichen Auslegung der Heiligen Schrift und der Schriften der Kirchenväter als unvereinbar angesehen wurden.

Nikolaus Kopernikus (1473–1543) hatte nicht zuletzt aus diesem Grunde lange gezögert, seine spektakuläre Weltsicht mit der Vertauschung der Rollen von Erde und Sonne, niedergelegt in seinem Hauptwerk »*De revolutionibus orbium coelestium libri VI*«, der breiten Öffentlichkeit zu übergeben. Daß seine Befürchtungen nicht unbegründet waren, zeigt eine Äußerung Martin Luthers (1483–1546) über Kopernikus in seinen Tischreden: »*Der Narr will uns die ganze Kunst Astronomia umkehren! Aber wie die Heilige Schrift zeigt, hieß Josua die Sonne still stehen und nicht die Erde.*« Vorsorglich hatte Kopernikus daher sein unmittelbar vor seinem Tode im Druck erschienenes Werk mit einem Widmungsschreiben an den Papst (Paul III., 1534–1549) versehen. »*Durch Dein Ansehen und Dein Urteil, so hoffe ich,*« war darin zu lesen, »*bin ich vor dem Biß der Verleumder sicher.*«²² Kopernikus wollte sich lediglich an Mathematiker wenden. Seine neue Anordnung sollte eine bessere Berechnung der Jahreszeitenlänge und der Bewegung der Planeten, zuvörderst aber von Sonne und Mond ermöglichen, wichtig z.B. für die seit langem erkannte Notwendigkeit einer Kalenderreform. Dafür wurden die Berechnungen des Kopernikus später auch wirklich herangezogen. Vielleicht war es dieser Nützlichkeit sowie den Vorsichtsmaßnahmen des ermländischen Domherrn, Astronomen und Arztes zuzuschreiben, daß sein Werk lange Zeit von der Kirche unbeanstandet blieb.

Erst als zwei Gelehrte um die Jahrhundertwende: Galileo Galilei (1564–1642) und Johannes Kepler (1571–1630) aufgrund ihrer Forschungen die Richtigkeit der kopernikanischen Grundaussage bestätigten, wird die Lehre des Kopernikus von der Kirche verworfen und sein Werk auf den Index verbotener Bücher gesetzt, »*allerdings nur für vier Jahre, bis zur Ausmerzung einiger Sätze, in denen die Konzeption des*

heliocentrischen Weltbildes als bewiesene Wahrheit, nicht als erwägbare Hypothese hingestellt war« (P. Jordan).

Das ist auch der Punkt, an dem Galilei mit der Kirche in Konflikt gerät. Für Galilei ist das kopernikanische Weltbild keine bloße Hypothese sondern durch exakte Forschung gewonnene Erkenntnis, die weder durch angeblich entgegenstehende Bibelstellen wie die von Luther zitierte aus dem Buch Josua 10,12 noch durch Berufung auf Aristoteles oder andere altehrwürdige Autoritäten widerlegt werden kann und durch ein Verbot nichts von ihrem Wahrheitsgehalt verliert.



*Galileo Galilei
Zeitgenössischer Stichl*

Zum Zeitpunkt des bedingten Verbotes der kopernikanischen Bücher 1616 ist Galilei schon seit langem Kopernikaner. Bereits 1597 bekennt er sich in einem Brief an Kepler zum kopernikanischen Weltbild, gesteht aber zugleich, daß er es nicht wage, diese seine Meinung öffentlich zu vertreten. Als einer der ersten macht er sich die Erfindung des Fernrohres zunutze, die eine neue Ära der Astronomie einleitet. Eigene Entdeckungen wie die von vier Jupitermonden im Jahr 1610 bestärken ihn nur noch in seinem Standpunkt. Was gerade die Entdeckung der Jupitermonde in seinen Augen bedeutet, mag er uns selbst sagen:

... damit »erhalten wir ein ausgezeichnetes und sehr einleuchtendes Argument, um denjenigen ihr Bedenken zu nehmen, die im kopernikani-

schen System das Kreisen der Planeten um die Sonne noch ruhig hinnehmen, sich jedoch von der einzigen Ausnahme, daß der Mond sich um die Erde bewegt, während beide einen jährlichen Bahnkreis um die Sonne durchlaufen, so sehr verwirren lassen, daß sie diese Einrichtung der Welt als unmöglich verwerfen zu müssen glauben«. ²³

Zunächst wird der »Erste Mathematiker und Philosoph des Großherzogs von Toscana« erst einmal eindringlich ermahnt, von seinen »Irrtümern« abzustehen. Erst 1632, nach Veröffentlichung seines »Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme«, weht ihm ein schärferer Wind ins Gesicht, wohl auch deshalb, weil sich Papst Urban VIII. (1624–1644) in dieser Schrift verhöhnt sieht. Nun kommt es zum Prozeß vor dem »Heiligen Officium«, der Inquisition, der mit Galileis Verurteilung zu Haft von unbestimmter Dauer und Abschwörung seiner »Irrtümer« endet. Bis zu seinem Tode 1642 bleibt der zuletzt Erblindete in einem – allerdings recht milden – Arrest. Aus dem Urteilstenor:

»Sie sind verdächtig, für wahr gehalten und geglaubt zu haben, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt ist, und daß sie sich nicht von Ost nach West bewegt, und daß die Erde sich bewegt und nicht der Mittelpunkt der Welt ist. Sie sind weiter verdächtig, zu meinen, daß man eine Meinung vertreten und als wahrscheinlich verteidigen dürfe, nachdem erklärt und festgestellt ist, daß sie der Heiligen Schrift zuwider ist.« ²⁴

Es entbehrt freilich nicht der Pikanterie, daß ausgerechnet das Argument, in welchem Galilei den eindrucksvollsten Beweis für seinen Standpunkt sieht, das untauglichste ist, das er vorbringen konnte: die Naturerscheinung von Ebbe und Flut, die er sich – irrtümlich – nur aus der Erdbewegung erklären kann.

Trotz der großen Aufmerksamkeit, die der Prozeß Galileis aus prinzipiellen Gründen gefunden hat, liegen seine größten Verdienste nicht auf dem Gebiet der Astronomie sondern auf dem der Physik, gilt Galilei doch als Begründer der Dynamik, als Schöpfer der Theorie des freien Falls, Entdecker des Gesetzes der Trägheit, Erfinder der hydrostatischen Waage und des Thermometers.

Galilei ist Vater dreier Kinder, die er von einer Frau hat, mit der er nicht verheiratet ist. Auch das gibt es also damals schon.

23 Zit. Bei B. Stricker, Bau und Bildung des Weltalls, Freiburg Br. 1967, S. 179

24 Zit. bei Joh. Hemleben, Galilei, Reinbek 1969, S. 131

Galileis Fachkollege auf dem Gebiet der Astronomie Johannes Kepler (1571–1630), sieben Jahre jünger, kommt 1597 erstmals in Kontakt mit Galilei. Sein astronomisches Erstlingswerk hat Kepler ein Jahr zuvor veröffentlicht, das »*Mysterium Cosmographicum*«. Zu der Zeit ist er Landschaftsmathematiker und Lehrer an der evangelischen Stiftsschule zu Graz. Doch bald danach wird er im Zuge der dort rigoros durchgeführten Gegenreformation als protestantischer Ketzer vertrieben. Kepler, ein frommer Mann, gläubiger als manch einer, von dem man es schon »von Amts wegen« hätte erwarten sollen, wird verstoßen, nur weil er das an dem Ort und zu der Zeit falsche Bekenntnis hat.

- Seine großen Entdeckungen, die sich als Verbesserung des kopernikanischen Systems darstellen und als *Keplersche Gesetze* in die Geschichte eingehen sollten, fallen erst in die Zeit nach der Jahrhundertwende zwischen 1605 und 1616. Sie besagen, daß erstens die Umlaufbahnen der Planeten Ellipsen sind, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht; daß zweitens die Verbindungslinie eines Planeten zum Mittelpunkt der Sonne in gleichen Zeiten gleiche Flächen überstreicht und daß drittens die Quadrate der Umlaufzeiten zweier Planeten sich zueinander verhalten wie die Kuben ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne.

Wie es so oft bahnbrechenden neuen Einsichten ergeht, werden auch Keplers Entdeckungen von seiner zeitgenössischen Fachwelt nicht akzeptiert, vor allem nicht, daß Kepler die Sonne als bestimmendes Kraftzentrum – und damit eine physikalische Erklärung – für den Bewegungsablauf der Planeten gefunden hatte. Nach herkömmlicher Ansicht unterlag das »Himmelreich« nicht physikalischen Gesetzen.

Obwohl auch Kepler nicht umhin kann, seiner sternengläubigen Zeit seinen Tribut zu zollen und sich auch als Astrologe betätigt – auf Wunsch der steirerischen Stände, seines Arbeitgebers, ist er auch als Kalendermacher tätig, wobei er in den Kalendern nicht nur die Bewegungen der Himmelskörper verzeichnet, sondern auch Wetter- und Ernteprognozen und andere Voraussagen macht – ist für ihn die Astrologie nur das »*törichte Töchterlein der ansehnlichen und gescheiten Mutter Astronomie*«. ²⁵

Wichtig sollte für Keplers Karriere seine Verbindung mit dem dänischen Astronomen Tycho Brahe (1546–1601) werden, der wegen seiner bewundernswert genauen Messungen bereits berühmt war, als Kepler

noch am Beginn seiner Laufbahn stand. 1597 läßt Kepler seinem dänischen Fachkollegen sein Erstlingswerk »*Mysterium Cosmographicum*« zukommen und dieser wieder lädt zwei Jahre später, als er von Kaiser Rudolph II. zum »Mathematiker des kaiserlichen Hofes« in Prag bestellt wird, Kepler zu einem Besuch bei sich ein. Kepler nimmt die Einladung als große Auszeichnung mit Freuden an und bleibt eine zeitlang als Gast in Brahes Haus. Jeder der beiden erkennt wohl den Genius des anderen an und zollt ihm Respekt, doch in ihren wissenschaftlichen Ansichten gehen sie auseinander. So hält Tycho Brahe zeitlebens an einem, wenn auch modifizierten, geozentrischen Weltbild fest. Für Brahe bleibt die Erde unbewegt in der Mitte des Weltalls. Alle anderen Planeten jedoch kreisen um die Sonne und mit ihr um die Erde.

Als Brahe 1601 stirbt, ernennt der Kaiser den Protestanten Kepler zum Nachfolger Brahes. Bis 1612 wird Kepler am kaiserlichen Hofe zu Prag bleiben, den man doch aus Graz seines Glaubens wegen vertrieben hat. Indes, so glanzvoll die Auszeichnung ist, die Kepler mit der Berufung zuteil wird, ein reicher Mann sollte er selbst in dieser renommierten Stellung nicht werden. Schon das ihm zugebilligte Jahresgehalt von 500 Gulden beträgt nur halb so viel wie das, was Tycho Brahe verdient hatte. Vor allem aber erfolgen die Gehaltszahlungen so schleppend, daß die Rückstände mit der Zeit ein geradezu »astronomisches« Ausmaß annehmen. Am 10. Mai 1628 weist Kaiser Ferdinand II. (r. 1619–1637) die Zahlung eines inzwischen auf – sage und schreibe – 11. 817 Gulden gestiegenen Gehaltsrückstandes an, aber eine Auszahlung erfolgt dennoch nicht. Mittlerweile herrschen harte Kriegszeiten und so stellt sich Gevatter Tod bei Kepler eher ein (15. Nov. 1630) als der Geldbote mit der längst überfälligen Zahlung.

In seinen späteren Jahren muß der große Astronom noch das erschütternde Erlebnis erfahren, seine Mutter als Hexe angeklagt zu sehen. Der Prozeß zieht sich über Jahre hin. Wohl nur der Intervention ihres berühmten Sohnes bei Herzog Johann Friedrich von Württemberg, dem Gerichtsherrn, hat es die Keplerin zu verdanken, daß man sie nur mit Androhung der Folter schreckt, von ihrer Anwendung jedoch absieht. Die arme Frau beteuert bis zuletzt ihre Unschuld und wird endlich freigesprochen, als ihre Lebenskraft am Ende ist.

1586, als sich Kepler anschickt, die Klosterschule zu Maulbronn zu besuchen und Galilei seine ersten Erfindungen macht, doziert ein Süditalie-



Johannes Kepler.
Zeitgenössisches Gemälde

ner in Wittenberg, an der Wirkungsstätte Martin Luthers, über Philosophie, ohne doch ein Lutheraner zu sein. Dennoch wird dieser Mann von der römischen Inquisition verfolgt, der den Dominikanern abtrünnig gewordene Mönch Giordano Bruno (1548–1600), der nun rastlos von Universität zu Universität zieht und seine revolutionäre Lehre von der Unendlichkeit des Universums und von einer unendlichen großen Zahl bewohnter Welten verkündet, eine Lehre, die so strikt gegen das bibelkonforme Weltbild verstößt, daß der Reiseprofessor vierzehn Jahre später in den Flammen des Scheiterhaufens aufgehen wird. Welche Brisanz und Ungeheuerlichkeit in Brunos Thesen selbst für die fortschrittlichsten Geister damals steckte, zeigt eine Äußerung Keplers einige Jahre nach Brunos Hinrichtung. Ihm bereite, so schreibt er, »schon der bloße Gedanke einen dunklen Schauer, mich in diesem unermesslichen All umherirrend zu finden, das jener unglückselige Bruno in seiner grundlosen Unendlichkeitsschwärmerei gelehrt« habe.²⁶

Vierzehnjährig war der 1548 am Fuße des Vesuvs geborene Bruno in das Dominikanerkloster zu Neapel eingetreten, wo er, ursprünglich auf

den Namen Philippo getauft, den Klosternamen Giordano erhielt. Schon in jungen Jahren waren ihm Zweifel an der Lehre von der Dreifaltigkeit gekommen. Anfang 1576 hatte der Ordensvorstand gegen ihn Anklage wegen Ketzerei erhoben. Bruno entfloh und damit begann sein unstetes Gelehrten-Wanderleben, zugleich seine fruchtbarste Schaffensperiode.

Die für die kosmologischen Anschauungen Brunos grundlegenden Werke («Das Aschermittwochsmahl», »Von der Ursache, dem Anfang und dem Einen«; »Über das unendliche Universum und die Welten«) entstehen (in italienischer Sprache) während seines Londoner Aufenthaltes, gerade als die Bayern Bonn erobern. Sein »Sendungsbewußtsein, gekoppelt an einen ungeduldigen, leidenschaftlichen Charakter, der unfähig war, irgendwelche Zugeständnisse zu machen und der zu impulsiven Ausbrüchen neigte; das alles machte Bruno zu einem Menschen, mit dem nicht leicht auszukommen war«.²⁷ Ein Widerruf kommt für ihn im Gegensatz zu Galilei nicht in Frage. Mit wütendem Haß wendet er sich vor allem gegen die etablierten Philosophen, die »pedanti«, wie er sie nennt, die da meinen, man könne den Wahrheitsgehalt von Argumenten allein an den Lehren des Aristoteles messen.

Im Herbst 1591 wagt er es – einer Einladung nach Venedig folgend – erstmals nach dreizehn Jahren wieder italienischen Boden zu betreten. Im Frühjahr 1592 zeigt ihn ausgerechnet der junge Adelige, der ihn nach Venedig eingeladen hatte, bei der Inquisition an und wenig später wird Bruno verhaftet. Die römische Kurie verlangt von Venedig seine Auslieferung, die zunächst abgelehnt wird, dann aber doch erfolgt. Am 27. Februar 1593 überführt man den Unbotmäßigen in das Gefängnis des Hl. Offiziums nach Rom. Bis zu seinem Tode – sieben lange Jahre – bleibt er dort eingesperrt. Wie es zu dieser langen Haftzeit kommen konnte, wo doch das Todesurteil von vorneherein feststand, darüber geben die Quellen keine Auskunft. Möglicherweise hat man versucht, den prominenten Häftling müde zu machen und ihm doch noch einen Widerruf abzurufen. Erst 1599 kommt endlich das Verfahren voran. Am 8. Februar 1600 wird Bruno das Urteil verkündet, das ihn als »unbußfertigen und hartnäckigen Apostaten« bezeichnet. Er wird aus der Kirche ausgestoßen und der weltlichen Gewalt übergeben, damit diese ihr todbringendes Geschäft verrichten kann. Bis zuletzt bleibt Bruno unbeug-

26 Zit. bei Hoimar v. Ditfurth, in K. Fassmann (Hg.), Die Großen der Weltgeschichte, Bd. 5, Zürich 1974, S. 364

27 Zit. Bei Hoimar v. Ditfurth, a.a.O. S. 567

Anhang

Namensregister

A

Alba (Fernandez Alvarez de Toledo, Herzog von Alba) 43
Albrecht V., Herzog von Bayern 14
Alencon, Franz von, Herzog von Anjou 45, 66
Apian, Philipp 154
Acquaviva, Claudius, Ordensgeneral 98
Aquin, Thomas von 103
Arcimboldo, Giuseppe 140
August I., Kurfürst von Sachsen 18

B

Bacon, Francis 126
Bacon, Roger 103
Behaim, Martin 81
Bielke, Gunila 98
Bodin, Jean 127
Boehme, Jakob 129
Bologna, Giovanni da (Giambologna) 141
Bragadino, Marco 105 ff.
Brahe, Tycho 87
Brant, Sebastian 103
Breitkopf, Leonhard 102
Bronzino, Angelo 139
Brueghel d.Ä., Pieter 140
Bruno, Giordano 89

C

Calvin, Johann 49
Canisius, Petrus 97
Caravaggio 140

Cecil, William, Lord Burghley 63
Cervantes Saavedra, Miguel de 122 f.
Clemens VIII., Papst 32
Coligny, Gaspard de, Admiral 49
Columbus, Christoph 81
Cosimo I. von Medici, Großherzog von Toscana 108, 139

D

Daniel von Siebenbürgen 108
Delfinus, Zacharius 13
Devereux, Robert, Graf von Essex 68
Don Juan d'Austria 38, 44
Drake, Francis 63, 82
Dudley, Robert, Graf von Leicester 45, 67

E

Egkl, Wilhelm 144
Egmont, Graf von Lamoral 43
El Greco (Theotokopulos, Domenico) 135
Elisabeth I., Königin von England 47, 56 ff.
Erich II., Herzog von Braunschweig-Calenberg 115
Erik XIV., König von Schweden 71, 75
Ernst, Herzog von Bayern, Kurfürst von Köln 9, 13 ff., 19

F

Farnese, Alexander, Herzog von Parma 19, 45
Ferdinand I., Kaiser von Österreich 15, 34, 95, 105
Ferdinand II., Kaiser 88, 96
Fischart, Johann 129
Flade, Friedrich, Dr. 115
Floris, Cornelis 146
Franz II., König von Frankreich 49, 58
Friedrich II., König von Dänemark 73, 75
Friedrich IV., Kurfürst in der Kurpfalz 18
Friedrich, Herzog von Württemberg 102
Frobisher, Martin 82